

13. Sonntag nach Trinitatis – Apg 6, 1-7

Pfarrer Stefan Körner

1 In diesen Tagen aber, als die Zahl der Jünger zunahm, erhob sich ein Murren unter den griechischen Juden in der Gemeinde gegen die hebräischen, weil ihre Witwen übersehen wurden bei der täglichen Versorgung.

2 Da riefen die Zwölf die Menge der Jünger zusammen und sprachen: Es ist nicht recht, dass wir das Wort Gottes vernachlässigen und zu Tische dienen.

3 Darum, liebe Brüder, seht euch um nach sieben Männern in eurer Mitte, die einen guten Ruf haben und voll Geistes und Weisheit sind, die wollen wir bestellen zu diesem Dienst.

4 Wir aber wollen ganz beim Gebet und beim Dienst des Wortes bleiben.

5 Und die Rede gefiel der ganzen Menge gut; und sie wählten Stephanus, einen Mann voll Glaubens und Heiligen Geistes, und Philippus und Prochorus und Nikanor und Timon und Parmenas und Nikolaus, den Proselyten aus Antiochia.

6 Diese stellten sie vor die Apostel; die beteten und legten ihnen die Hände auf.

7 Und das Wort Gottes breitete sich aus, und die Zahl der Jünger wurde sehr groß in Jerusalem. Es wurden auch viele Priester dem Glauben gehorsam.

In diesen Tagen aber, als die Zahl der Jünger zunahm.

Es gibt Schattenflecken auf jeder Erfolgsmeldung.

Die andere Seite der Medaille.

Oder Mangel in jeder Fülle.

Es ist eben doch nicht alles Gold, was glänzt.

Die Gemeinde im Jerusalem des Jahres 30 nach Christus boomt, der Laden brummt, Wachstum Wachstum Wachstum.

Grund zum Jubeln, Grund zum Singen.

Was für ein Segen! Gott selbst baut die erste Gemeinde, Halleluja!

Aber da stören knurrende Mägen

das harmonische Bild. Knurren sich murrend und nörgelnd zwischen die Erfolgsmeldungen.

Auf der anderen Seite der Medaille hungern Menschen.

Auch bei uns hungern Menschen.

Bei uns muss niemand hungern – dieser Satz stimmt so leider nicht.

Immer mehr Menschen in Deutschland sind nicht in der Lage, sich „angemessen und in Würde zu ernähren“. So nüchtern

steht es im Bericht einer Menschenrechtsorganisation. Über unser Land.

Wer hört die Mägen knurren in all dem Geplärr unserer Zeit?

Es erhob sich ein Murren unter den griechischen Juden in der Gemeinde gegen die hebräischen.

Wir gegen die, Einheimische gegen Fremde.
Das ist der Stoff, aus dem Konflikte sind.
Woher kommt mir das nur bekannt vor...
Die einen werden versorgt, die anderen nicht.
Eine Ungerechtigkeit, die zum Himmel schreit.
Wie lange geht das eigentlich schon so?

Es erhob sich ein Murren, weil ihre Witwen übersehen wurden bei der täglichen Versorgung.

Witwe sein war kein Zuckerschlecken damals.
Das war die Hölle. Aber weil es so viele gab, war es für viele normal.
Das Gefühl, übersehen zu werden, war nicht die Ausnahme.
Er war die Regel.
Damals heirateten Frauen mit vielleicht 16 Jahren. Die Lebenserwartung war gering.
Der Mann stirbt mit vielleicht 35 Jahren. Die Frau lebt
vielleicht noch zehn Jahre als Witwe. Und als ihr Mann stirbt,
da sind die Kinder noch nicht aus dem Haus, noch keine 14 vielleicht.
Wer damals Witwe war konnte sich Hoffnung nicht leisten.
Die Mitgift des Mannes aus der Ehe war lange schon aufgebraucht.
Es gibt keinen Arbeitsmarkt für Frauen.
Gottlob, wenn die Kinder schon erwachsen sind. Sie können die
Mutter unterstützen. Aber wenn nicht?
Die Schulden wachsen über den Kopf. Nicht wenige
verkaufen ihre Söhne in die Sklaverei,
die Töchter in die Prostitution. Die Witwen waren die,
die in den Straßen die Hand aufhielten und bettelten.
Es waren Christen, die sich ihrer annahmen.
Sie zeigten einen Ausweg aus der Hölle, schon auf Erden.
Christen waren die, die handeln.
Die sich nicht an das Bild der Armut gewöhnen konnten.
Die
Witwe, das ist in der Bibel das absolute Sinnbild für
totale Armut und Ausgrenzung, für den äußersten Rand.

Es erhob sich ein Murren...

Wie lange ging das schon so, wie lange haben sie
schon geduldig ausgeharrt, wie sie es gelernt haben, still
ausgehalten?
Aber sie kennen ja das Ideal dieser Gemeinschaft, kennen die
Geschichten über diesen Jesus. Sie wissen, wie es sein sollte.
Und ihre knurrenden Mägen sagen, dass diese
Gemeinde hinter ihren Idealen zurückbleibt.
Dass da eine Lücke klafft zwischen
Worten und Taten, zwischen Predigt und Leben.

Da riefen die Zwölf die Menge der Jünger zusammen.

Diese Gemengelage kommt mir seltsam bekannt vor.
Wir stehen mittendrin im gleichen Schlamassel.
Als Gesellschaft.
Als Christen.
Mitten in den Konfliktlinien,
die sich im Kern gar nicht so sehr
geändert haben.
Die Zutaten sind dieselben geblieben:
Das „Wir gegen die“.
Die knurrende Mägen.
Die Schattenseiten von Erfolgen.
Die Geschichten von Abgehängten.
Das Übersehen werden.
Die Hilfeschreie.
Das „Man müsste mal eigentlich“.
Und vielleicht auch das Warten auf
die Da oben
statt es selbst in die Hand zu nehmen.

Es erhob sich ein Murren...

Der Konflikt muss nicht das Ende der Gemeinschaft sein.
Damals war der Konflikt ein Anfang.
Ich wünschte, dass ginge heute ebenso.
Doch ich bin skeptisch. Es bräuchte so viel
von Dingen, die ich heute oft so schmerzhaft vermisse.
Das Wunder von damals hatte Zutaten.
Und jede Zutat für sich erscheint mir
heute selbst wie ein kleines Wunder:

Das Wunder des Hinhörens.
Da waren Menschen, die hinhören und hinsehen.
Menschen, die andere nicht niederbrüllen oder sich
rechtfertigen für ihre Untätigkeit. Sondern hinhören.
Und dieses Hinhören sagt: Du bist wichtig. Ich nehme dich ernst.

Das Wunder des „Sich berühren lassens“.
Sie hören nicht nur hin, sondern lassen das Murren der Witwen
und das Knurren ihrer Mägen in ihr Herz. Lassen nicht zu,
dass sich das Gewissen und das Mitgefühl abschleift.
Es gibt Leid, das einem das Herz zerreißt, wenn ich es lasse.

Das Wunder der Kurskorrektur.
Sie hören, sie fühlen und gestehen sich ein: Wir haben
einen Fehler gemacht. Sind uns selbst untreu geworden.

Haben unsere Ideale verfehlt. Haben die Lücke zwischen Wort und Tat zu einem Riss werden lassen. Und sind bereit, sich selbst verändern zu lassen. Sie beharren nicht auf ihrer Position, sondern ändern den Kurs.

Das Wunder der Einsicht in die eigenen Grenzen.
Da sehen sie, dass es über ihre Kräfte geht. Dass sie es nicht allein lösen können. Und dass sie vielleicht dafür nicht das Talent haben. Das muss man können: Sich selbst sagen können, dass man nicht alles kann. Und nicht alles können muss.

Das Wunder der abgegebenen Verantwortung.
Verantwortung abgeben heißt auch, Einfluss abgeben.
Heißt aber auch, anderen Vertrauen schenken.
Heißt, anderen zu signalisieren: In deiner Hand ist manches besser aufgehoben.
Sie, liebe Familie Kelm, haben das heute gemacht in der Taufe.
Sie haben Verantwortung für ihre Michelle übernommen, indem sie Verantwortung abgegeben haben in Gottes Hand.

Und vor allem das Wunder des Tuns.
Denn wie oft wissen Menschen,
was eigentlich zu tun wäre
und die Gedanken finden ihren Weg
nicht zu den Händen und Füßen.
Das Wunder ist
die Überwindung des „eigentlich“,
des „man müsste mal“.

Die Wunder sind geschehen,
weil die Jünger damals nicht aufhörten zu beten.
Wer betet, der lernt hinhören.
Lernt, sich berühren zu lassen.
Wer betet, bekommt seine Grenzen aufgezeigt.
Wer die Hände faltet, gibt die Last der Verantwortung ab.
Wer sich im Gebet Gott hingibt,
der findet den Mut,
sich verändern zu lassen und den
eingeschlagenen Weg zu korrigieren.

Das alles sind große kleine Wunder.
Wunder, die im Beten wurzeln.
Sie sind damals geschehen.
Und ich bete, dass sie wieder geschehen.

Wir haben diese Wunder heute nötiger denn je.
In dieser bis zum Bersten angespannten Welt.
Damit die Konflikte in und um uns
nicht das Ende
sondern der Anfang wahrer Gemeinschaft sind.